

„Ich will kein Arschloch sein – das ist Arbeit“

Sie ist nicht nur im neuen Film «Youth Topia» eine Wucht: Eine Begegnung mit der Schweizer Schauspielerinnen Lia von Blarer im grauen Berlin führt zu Reflexionen übers Erwachsenwerden, heissem Vodka und der Erkenntnis: Von der wollen wir mehr sehen.

Text: Sarah Lau
Fotos: Kimi Palme



Tough Cookie:
Die 29-jährige
Lia von Blarer

«Cash only» steht auf dem Schild im Café Fleury. Wenn man diverse Bankkarten, aber nur noch zwei Franken (Lia von Blarer) und 25 Euro (ich) im Portemonnaie hat, findet man sich umgehend in eine Zeit zurückversetzt, als man das Essen noch an der Tankstelle und mit in der WG zusammengekratztem Münz gekauft hat. Die passenden Rahmenbedingungen also für ein Interview, dass anlässlich eines Films stattfindet, der den Titel «Youth Topia» trägt: Ein farbgewaltiger bis drogentripiger Coming-of-Age-Streifen, in dem per Algorithmus festgelegt wird, wann man reif fürs Erwachsenenleben ist.

Aber der Reihe nach: Als es nach langem Hin und Her endlich mit dem Interviewtermin klappt, fühlt sich alles wie ein Tinderdate an. Das Kastanienwäldchen in Berlin-Mitte hat Lia von Blarer als Treffpunkt vorgeschlagen – «falls wir noch ein wenig spazieren wollen.» Wie sie überhaupt aussieht, ist unklar: Vokuhila, blonde Naturmähne, kahl geschoren oder schwarz gewellt – die im Vorfeld gegoogelten Fotos zeigen sie in so ziemlich jedem erdenklichen Look. Wie sich herausstellt, trägt sie aktuell schwarz mit einem blonden Ansatz, der ihr, wie sie mehrmals betont, ein wenig peinlich ist. Ein verlegener erster Blickkontakt, der in ein breites Grinsen samt Umarmung mündet. Schnell herrscht Einigkeit, dass ein Spaziergang bei dieser Temperatur einzig in ein Café in der Nähe führen kann.

Dort angekommen, mag sich keine von uns setzen, jede will der anderen den Vortritt überlassen. «Kann es sein, dass wir beide irgendwas mit der Schweiz zu tun haben?», fragt Lia von Blarer ironisch. Stimmt ja, Berlin hats nicht so mit übertriebener Höflichkeit. Letztlich ist sie es, die sich auf den unbequemen Stuhl setzt und – angesichts unserer knappen Kassen – den Kaffee nur in kleinen Schlucken trinkt.

Natürlich habe sie durch den Dreh von «Youth Topia» vermehrt auch über ihr eigenes Erwachsenwerden nachgedacht, legt Lia von Blarer sogleich los. Im Mittelpunkt des Films steht eine Gruppe rebellischer Jugendlicher, die gewillt ist, sich einem Leben mit gebürstetem Haar und glänzender Karriere strikt zu widersetzen. In der Hauptrolle, gespielt von Lia von Blarer: die aufmüpfige Wanja. Deren Wandlung von der roughen Anarchin zur pflichtbewussten Architektin zeichnet der Film von Dennis Stormer mit genau der Dosis Gesellschaftskritik nach, die es dem Publikum ermöglicht, sein eigenes Leben zu überdenken, ohne sich in seiner etwaigen Spiessigkeit oder seinem Jugendwahn angegriffen zu fühlen.

Lia von Blarer selbst ist schon mit fünfzehn Jahren aus dem Elternhaus im beschaulichen Aesch im Baselland in die Grossstadt Berlin gezogen. «Das klingt, als hätte ich damit gegen meine Eltern rebelliert. In Wahrheit aber war es mein grösster Anspruch, gerade sie

nicht zu enttäuschen. Ich war fleissig in Berlin, schrieb gute Noten und sah zu, dass ich nicht schon nach einem Jahr schwanger und drogensüchtig wieder heimkehren musste. Dass sie mir vertrauten und mich haben ziehen lassen, dafür bin ich meinen Eltern bis heute unendlich dankbar.» Ihr «Ausbruch» habe also nichts mit ihnen zu tun gehabt, «vielmehr habe ich es in der Schweiz einfach nicht mehr ausgehalten.»

Ohne die elterliche Toleranz schmälern zu wollen: Dass Lias erste Anlaufstelle in Berlin ihre Tante war, die dort als Sozialarbeiterin beim Jugendamt arbeitete, dürfte ihre Eltern sicherlich beruhigt haben. Doch was genau führte von Blarer – neben dem Wunsch, Schauspielerin zu werden und lupenreines Hochdeutsch zu lernen – dazu, die Schweiz zu verlassen? «Was mich früh irritiert hat, war dieses Empfinden, dass um mich herum immer alle sehr genau zu wissen glaubten, wer ich bin. Meine Sekundarlehrerin zum Beispiel, die auf meinen Wunsch hin, Matura machen zu wollen, meinte: «Na ja, du bist doch eher der praktische Typ.»» Diese Übergriffigkeit empfand Lia von Blarer als strukturell. Es hat sie zunehmend belastet, in ihrem heimischen Umfeld nicht als «eigenständiger Mensch mit eigenen Bedürfnissen» gesehen zu werden: «Ständig war ich die Schülerin, die Schwester, die Tochter, die Enkelin. Es war so nervig, über solche Rollenbilder definiert zu werden,

“Die Schweiz ist der Ort, wo ich mich bis heute am fremdesten auf der Welt fühle”



Mit fünfzehn zog von Blarer nach Berlin – und fand dort einen Platz im Wir

gerade weil ich selbst das Gefühl hatte, sehr genau zu wissen, wer ich bin und was ich brauche.»

Beim Film ist es die Widersprüchlichkeit, die Figuren spannend macht, sagt Lia von Blarer. Ihr Verhältnis zur Heimat ist genauso. Sie hadert. Und sie liebt. Dankbar ist sie der Schweiz für die Förderprogramme, die es ihr erst ermöglichten, ohne Existenzdruck zu arbeiten, sich auszuprobieren – und für die generelle Wertschätzung kreativer Arbeit. Wenn sie heute von Berlin heimkehrt, dann ist das Elternhaus mit seinem schönen Garten, der nahegelegene Wald und die Birs ihr «safe space», der gerade während der Pandemie einen beruhigenden Gegenpol zu Berlin

bildete. Lia von Blarer sagt aber auch: «Die Schweiz ist der Ort, wo ich mich bis heute am fremdesten auf der Welt fühle.» Vielleicht, so meint sie, weil man sich hier sehr über Abgrenzung definiere. «Immer dreht es sich um dieses <Wir versus die Anderen.>» Früher habe sie extrem darunter gelitten, nicht zu diesem Wir zu gehören. Aber gerade als Mädchen habe sie einfach nicht der ihr zgedachten Rolle entsprochen: «Nicht nur, dass ich auch mal kurze Haare und meistens Hosen trug, ich «schlegelte» auch gern.» Im Kindergarten waren es vor allem die rassistischen Übergriffe auf ihre türkischen und albanischen Freund:innen, die sie provozierten. «Für sie habe ich mich gehauen

– und ich fand es richtig schlimm, als ich irgendwann zu alt dafür wurde. Ich weiss nicht, ob es woanders ähnlich gewesen wäre, aber meine Kindheits-erfahrung war gleichbedeutend mit der Bewusstwerdung, nicht mehr aufmucken zu dürfen.»

Berlin hingegen hielt, was Lia von Blarer sich als 15-Jährige davon erhofft hatte. Die Stadt nahm sie – «Klischee hin oder her» – als Schmelztiegel der Kreativen aller Nationen, Klassen und Gemütsverfassungen wahr. Wer nicht in den Sog des Coolness-Konkurrenzkampfes im Kreise der Berliner Kulturavantgarde gerate, so sagt sie, dürfe hier die Freiheit genießen, so ziemlich alles sein zu können. Einen Platz im Wir

gebe es für jede und jeden; arbeitslos, erfolgreich, abgewrackt, exaltiert. Oder eben auch mal: aufmuckend, derbe.

Irgendwie passend, dass Lia von Blarer erstmals in Charlotte Roches Skandalroman-Verfilmung «Feuchtgebiete» vor der Kamera stand. «Eine Mini-Rolle», wie sie sofort relativiert; eigentlich habe sie am Set alles gemacht, nur nicht vor der Kamera gestanden. Das war ein Jahr nach der Matura und wenige Monate vor dem Start an der Hochschule für Musik und Theater in Rostock. Beworben hatte sich die heute 29-Jährige noch an zwei anderen Schauspielschulen. «Ich dachte, das werde dann wie bei «Harry Potter»: Der sprechende Hut wird schon entscheiden, in welches Haus ich gehöre.» Stattdessen gab es drei Zusagen, und Lia von Blarer ging nach Rostock, eine Stadt, die ihr bis dahin nur durch den Anschlag auf das Asylant:innenheim im Stadtteil Lichtenhagen im Jahr 1992 ein Begriff war. Bis heute sei sie dankbar für die «krass gute und körperliche» Ausbildung an der dortigen Schule. Konkret davon profitiert habe sie etwa während ihres Auslandssemesters in Paris, wo sie auf der Bühne keinen geraden Satz auf Französisch herausbekommen habe. «Auf einmal konnte ich sprachlich und intellektuell nicht mehr punkten. Irgendwann kam dann die Erkenntnis: Hey, ich kann mich darauf verlassen, dass auch mein Körper etwas erzählt.»

Auch als sie nach dem Diplom und nach mehreren geradlinigen Jahren das erste Mal in ihrem Leben in ein Loch

der Orientierungslosigkeit fiel, habe sie sich neu besinnen müssen «um das verkopfte Planen los- und die Dinge auf mich zukommen zu lassen». Oder anders gesagt – und da spricht ganz die Berliner: «Ich hatte auf einmal das Gefühl: Jetzt wieder feste druff.» Und dies nicht nur im sprichwörtlichen Sinne. Einmal, so erzählt Lia von Blarer, «hat in der U-Bahn ein Schrank von einem Typen aggressiv gegen die Tür getreten und meine drei Kumpels blöd angemacht». Bei sowas könne sie einfach nicht die Klappe halten. Also sei sie hin: «What’s your fucking problem?» Genau wie ihr grosser Bruder hatte sie vor Jahren Kickboxen gelernt – aber naiv genug, um zu meinen, dass sie aus einer solchen Situation deshalb als Siegerin hervorgehen würde, ist sie nicht. Der Fremde habe ihr dann auch «’ne richtig üble Rückhand verpasst». Entrüstetes Schnauben, trockenes Lachen.

Schon als kleines Kind fand Lia von Blarer wenig schlimmer, als wenn ihr die Tränen kamen: «Geweint habe ich immer allein für mich.» Noch heute fällt es ihr leichter, sich in Wut und Empörung fallen zu lassen statt in Trauer oder Ohnmacht – alles, nur nicht Opfer sein. Dennoch sollte man nicht den Fehler machen, sie mit der krawallbereiten Wanja aus «Youth Topia» zu verwechseln. Um sich schlägt Lia von Blarer nicht zum Selbstzweck. Im Gegenteil. Generell scheint nicht die Konfrontation, sondern eher das Wir ihr Ding zu sein. Sie sucht es im Gespräch mit mir, die ihre Liebe zu dreckigen Witzen und

französischer Lebensart teilt. Bei der Tischnachbarin, die sie wiederholt, aber stets entschuldigend lächelnd um Feuer bittet – und die ihr am Ende das Feuerzeug fast schon Komplizenhaft überlassen wird. Und sie schwärmt von ihrem Fahrlehrer, der sie während der Fahrtstunde von Berlin nach Rostock fahren liess – und der ihr dann sogar noch die Umzugskisten hoch ins neue WG-Zimmer schleppte. Eben diesem Fahrlehrer habe sie am Prüfungstag auch versprechen müssen, «nie beschissene Filme zu drehen.» Vielleicht weil er damals so unverstellt stolz auf sie gewesen sei, nehme sie dieses «fucking Versprechen» bis heute ernst. Zur Entspannung mal einen gut bezahlten Traumschiff-Dreh auf den Malediven einzustreuen, kommt für Lia von Blarer nicht in Frage – «das kann ich nicht, da werde ich depressiv!» Gleichzeitig ist sie aber auch bodenständig genug, um zu wissen, dass es Kolleg:innen gibt, die eine Familie zu ernähren haben und durchaus auch mal aus rein monetären Gründen Produktionen annehmen. Sie weiss: «Es ist irre, wieviel man beim Film und wie wenig man beim Theater verdient.»

Es ist morgens kurz nach elf, als Lia von Blarer sagt, sie habe eine Schachtel Parisienne zum Interview mitbringen wollen, doch die lägen nun vergessen daheim. Sie rauche «super selten und nur, wenn es Alkohol gibt» – aber als kleine Reminiszenz an die Schweiz sei ihr am Morgen das Päckchen in den Sinn gekommen. Keine fünf Minuten

“Warum zur Hölle nehmen sich ausgerechnet in diesem Beruf immer alle so verdammt ernst?”

später dampft heisser Apfelsaft mit Wodka auf dem Tisch, daneben liegt die prall gefüllte Packung einer anderen Zigarettenmarke. «Geil!», sagt Lia. Noch vor dem Mittag heissen Wodka zu trinken, gehört sich eigentlich nicht – bereitet uns beiden aber wohl just deshalb gerade richtig Spass. Wie hat sie es generell mit dem Exzess? Mit diesem vermeintlich erhabenen und vor allem Teenagern vorbehaltenen «Fickt euch alle»-Gefühl, das in «Youth Topia» so gekonnt transportiert wird? «Ich finde ja unterdessen, dass besonders der reflektierte Exzess toll ist – weil es dann nicht darum geht, alles und jede:n mit in den Dreck zu ziehen. Wenn du meinst, betrunken ein Glas an die Wand schmeissen zu müssen, musst du halt schon auch bedenken, dass in vielen Fällen jemand anderes die Scherben dann wieder aufkehren muss.»

Das Leben und das Wohlbefinden der anderen hält Lia von Blarer stets im Blick – und dies nicht von ungefähr. Über ihre Mutter, eine Krankenschwester, hat sie während der Schulferien jeweils im Pflegeheim gejobbt. Später in Berlin dann, als Studentin, öfter im Catering. Sie hat gelernt, andere zu bedienen. Solange dies wertgeschätzt wird, kein Problem. Wenn aber Vorgesetzte oder Kund:innen meinten, sich über sie erheben zu können, nur weil sie mehr Geld oder Status haben, dann gehe sie.

«Schauspieler:innen sind ja so darauf konditioniert, stets darauf zu warten, dass ihnen gesagt wird, was sie tun sollen, dass nur ganz wenige darauf kommen, sich selbst zu beschäftigen. Ich hasse Warten. Ich hasse Unselbstständigkeit», sagt sie. Als Lia von Blarer sich nicht entscheiden kann, was für ein Lied sie bei der Aufnahmeprüfung in Rostock singen soll, komponiert sie kurzerhand ihr eigenes. Weil passendes

Filmmaterial für ihre Website fehlt, schreibt und verfilmt sie nicht nur ein Drehbuch, sie sichert sich damit auch noch ein Caspar-David-Friedrich-Stipendium der Kunsthochschule in Mecklenburg-Vorpommern. Ist es anstrengend, Lia von Blarer zu sein? «Sauanstrengend», sagt sie schmunzelnd – und bietet einem im gleichen Atemzug die Hälfte des vom letzten Geld gekauften Gipfels an. Es ist vor allem der eigene Anspruch, der sie fordert. «Egal, ob privat oder beruflich: Ich will kein Arschloch sein. Und ich finde, das allein ist schon viel Arbeit.» Zurückrufen, sich Zeit nehmen, zuhören, aufmerksam sein, mitdenken – für Menschen, die ihr etwas bedeuten. «Die sollen sich auf mich verlassen können», sagt Lia von Blarer. So, wie sie sich in ihrem Leben auf andere verlassen könne. «Auch auf der Bühne finde ich es beschissen, zu konkurrieren. Beweisen zu müssen, wie geil ich bin, ist für mich das Gegenteil von Schauspielerei. Für mich zählt das Gemeinschaftsspiel.» Wenn Lia von Blarer von Dreharbeiten, Theateraufführungen, Lesungen und Projekten erzählt, hebt sie stets das Talent der Kolleg:innen hervor. Ende letzten Jahres war sie als lesbische Tochter eines Kaufhausmagnaten im «ARD»-Mehrteiler «Eldorado KaDeWe – Jetzt ist unsere Zeit» zu sehen. Seither ist sie auch dem breiten deutschen Publikum ein Begriff. Doch während sie selbst für ihre Rolle gefeiert wurde und besonders von queeren Personen berührende Nachrichten erhielt, musste sich die Regisseurin Julia von Heinz offenbar anhören, was für einen «kranken Dreck» sie abgeliefert habe. «Ihr wurden sogar Interviews abgesagt, mit der Begründung, dass das Thema dem grossen Fernsehpublikum nicht zuzumuten sei», so Lia von Blarer. «Wie die Welt da

draussen wirklich denkt, vergessen wir in unseren Bubbles schnell mal.»

Doch Lia wäre nicht Lia, hätte sie die Zustände in Ungarn, wo die Dreharbeiten stattfanden und wo unter Ministerpräsident Viktor Orbán seit Jahren immer wieder umstrittene Homosexuellen-Gesetze verabschiedet werden, einfach schulterzuckend hingenommen. Sie fing stattdessen mit Kolleg:innen an, ein politisches Fotobuch zu erarbeiten, das mit Texten aus der ungarischen LGBTQIA+-Szene ergänzt wird. Der Erlös soll vollständig den ungarischen Aktivist:innen zugute kommen. Denn: «Da reicht kein bescheuerter Instagram-Post, die Leute brauchen keine Likes, die brauchen Geld.»

Nach einer knappen Stunde, als Lia kurz mit dem versehentlich weiterlaufenden Aufnahmegerät am Tisch allein zurückbleibt, hört man sie plötzlich bis zum Tresen kichern. Auf die Frage, was sie gerade so lustig gefunden habe, meint sie: «Ich habe mir vorgestellt, dass ich Dir einen Haufen Quatsch aufs Band sprechen könnte – als kleine Überraschung für Dich beim Abtippen.» Lia von Blarer liebt solche Spielchen. Sie mag es, ein wenig abzudrehen, Unfug zu treiben. «Meine Freunde nennen mich Lia von Blarer. Meine Mutter übrigens auch», kalauert sie. Auf ihrer Website findet sich unter «About» nur ein Video. In diesem sieht man sie mit einer ranzigen Matratze durch die Strassen Berlins schlendern. «Es ist absurd, wie viele Schauspielkolleg:innen mir gesagt haben, wie mutig sie ein solches Vorstellungsvideo finden. Es ist wahrscheinlich vielen zu albern, zu unseriös. Da frage ich mich: Warum zur Hölle nehmen sich ausgerechnet in diesem Beruf immer alle so verdammt ernst?» Wer sich wie Lia von Blarer



Ab 5. Mai im Kino: «Youth Topia», eine psychedelisch anmutende Dystopie übers Erwachsenwerden

seiner Ernsthaftigkeit bewusst ist, kann seine alberne Seite offenbar ausleben, ohne Angst haben zu müssen, als lächerlich abgestempelt zu werden.

Bislang hat sie viel Bestätigung erfahren. Stipendien, Hauptrollen, Förderprogramme, Auszeichnungen. Die erste grosse Rolle spielte sie in einer Fernsehserie, die nebst einer Nominierung zum Deutschen Filmpreis auch gleich eine für den Grimmepreis erhielt: «Mapa», die Geschichte einer Mutter, die an einem Hirnaneurysma stirbt und ihrer Familie dann aus dem Jenseits beisteht. Zur Vorbereitung darauf hatte sie sich das Video ihrer eigenen Geburt angesehen. «Ich habe so grossen Respekt sowohl vor dem Beruf der Hebamme als auch vor dem Job der Gebärenden, da musste ich mich einfach bestmöglich vorbereiten – und dieses Video gehörte da definitiv dazu», sagt sie. Genauso wie folgende Episode: Lia von Blarer – ebenfalls als Vorbereitung

auf ihre Rolle als Mutter – steht einen Nachmittag lang in Berlin am Kottbusser Tor und mimt eine Schwangere. Mit einem fake Schwangerschaftsbauch unter dem Pulli. Am Ende des Tages geht sie mit ihrem Kollegen Max Mauff einen Schnaps trinken – und fühlt sich schlecht dabei. Aber das Bauchpolster bleibt drin. In der Überforderung liegt ein Reiz, dem Lia von Blarer nicht immer widerstehen kann. Oder nicht immer widerstehen will.

Und wie ist es mit Unterforderung? Als die Wahl-Berlinerin über die zwei Lockdown-Jahre spricht, senkt sich kurz ihre Stimme. «Wenn du den Austausch nicht findest, weil die Bars geschlossen und sämtliche Premierenfeiern abgesagt worden sind, bist du als Schauspieler:in ganz schön aufgeschmissen. Dann wird Berlin übrigens auch ziemlich unsexy.» Und sie gibt, ganz unverblümt, auch zu, dass diese Partys für Schauspieler:innen eben auch wichtige Kontaktbörsen

seien, über die Engagements oder zumindest Einladungen zu Castings zustande kommen. «Wie deine Diplomarbeit war oder was du als Schauspieler:in kannst, ist zunächst einmal scheisseegal. Die Frage am Anfang jeder Karriere lautet: Wer gibt dir eine Chance? Wer sieht etwas in dir? Wer traut dir eine bestimmte Rolle zu? Es braucht viel Glück, um in diesem Beruf zu bestehen.»

Als die Gläser leer und die Zigaretten geraucht sind, begleitet Lia von Blarer mich noch ein Stück, damit ich mich nicht verlaufe. Keine zehn Minuten später bedankt sie sich für das vier Stunden lange Gespräch per Whatsapp – und schickt neben einem Herzchen noch den versprochenen Link zu einer Doku, auf deren Namen sie im Gespräch vorher nicht gekommen war.

Wie sagte sie doch: «Wer kein Arschloch sein will, muss sich Zeit nehmen.»

